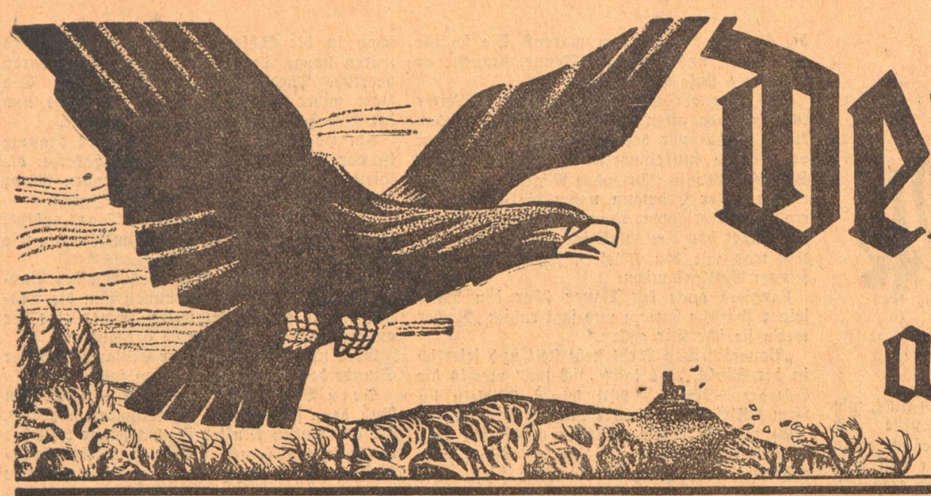
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

33 (19.8.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 33 / Jahrgang 1934 — Wochenbeilage des „Führer" — Sonntag, 19. August 1934

„Der ist es, der Führer!"

Jahraus, jahrein war Gottschalk täglich diesen gleichen Weg in die Fabrik gependelt, hin und her zwischen dem grauen Einerlei seiner Zweizimmerwohnung in der Mietskaserne und der Maschinenhalle, an deren stets gleichem Tisch er stets die gleichen, tödlich langweiligen paar Handgriffe acht Stunden lang verrichten mußte für seinen kärglichen Tagelohn.

Wenn man sich gelegentlich zur Abwechslung einmal besoff, so mußte man es die ganze Woche am eigenen Leibe verspüren; dann war Schmalhans der Koch und die wackere Frau schaute ihn aus solch traurigen Augen an, daß er lieber hätte in den Boden versinken mögen vor Scham und Ratlosigkeit.

In solchen Gedanken versunken, in solcher trotziger, bitterer, stiller Anklage gegen das Schicksal und die Ungerechtigkeit in der Welt blieb Gottschalk eben vor einem großen knallroten Plakat stehen, das zur Massenversammlung in drastischen Worten aufforderte.

„Protestversammlung der Ausgebeuteten!" las er zuerst. Ja, flammte es in Gottschalk, ausgebeutet ist man, kein Hahn kräht nach unsereinem, man muß protestieren. Alle müssen protestieren, Massen müssen die Ungerechtigkeit hinausschreien, müssen die Not brechen, müssen den Frevel an jungem Lebensblut rächen.

*

Er saß ganz vorne im Riesensaale. Einige Meter vorwärts zappelte ein kleines Männchen und schrie und quickte mit krächzender Stimme Satzfetzen in den von Tausenden Arbeitern überfüllten Saal. Seine kleinen Aeuglein sandten dabei schwefligen Feuerschein über die große Hornbrille hinweg.

Der verstand es die Masse aufzupeitschen und den Haß zur Siedehitze zu steigern.

Wild im Chor echote immer wieder in kurzen Abständen die erregte Masse, wobei die Weiber am lautesten schrien.

Gottschalk war es, als ob ihm jemand den Hals zuschnürte oder als ob er jemanden den Hals zuschnüren müßte. Das ekelhafte zapplige Männlein da vorne konnte ihm schon gar nicht imponieren. Nichts, aber auch gar nichts ließ der gelten. Sein Haß schien so abgrundtief zu sein, daß einem schauderte; sein Gesicht war gelb und verzerrt — was hatte dieser hornbebrillte Stehkragenprediger schon mit der Arbeiternot zu tun?! Aber manches, was er sagte, mußte eben doch auch gesagt werden. Ungerechtigkeit und Ausbeutung und menschenunwürdige Behandlung und freudloses Leben dürfen nicht sein!

Man muß dagegen mit aller Macht den Kampf aufnehmen. Als der Redner eben von Idioten sprach, die „für des Vaterlandes Dank" den Heldentod starben, da erhob sich in der hinteren Ecke des Saales lauter Widerspruch. „Pfui Teufel! Deserteure! Vaterlandsverräter! Drückeberger!" — —

Eine kleine Schar war mutig genug, dies in den von Kampflust und Haß bis an den Rand gefüllten Saal trotzig und voll heiligen Zornes hineinzurufen. Eine lächerliche Minderheit. Ein teuflisches Feixen auf dem Gesicht des kleinen Redners: „Seht da, die Nazibuben!"

Ein Orkan erhebt sich. Dunkle Gestalten drängen in die Ecke, Weiber keifen haßverzerrt, gleich Hyänen; es ist als ob die Hölle ihre Tore weit geöffnet hätte und nun der Chor der Verdammten, der Trolle und Halbwesen losgelassen, sich Vernichtung und Rache schaffen wollte.

Einer in der Ecke springt auf einen Tisch, ein junger Arbeiter mit aufgekrempelten Hemdärmeln und entblößter Brust. Er ruft in den Saal mit lauter Stimme: „Halt!" Schon flogen Biergläser, Stühle wurden zum Schlag erhoben. „Halt!" „Wir wollen Red und Antwort stehen. Wenn ihr die Wahrheit hören könnt, gebt uns das Wort, wir sind ja nur ganz wenige hier und gedenken unseren Mann zu stehen für den Führer, für Deutschland!"

Ein ungeheures Gejohle und „Raus!:-Rufe war die Antwort der aufgepeitschten Menge. „Eine Frage", so rief unerschüttert der junge Arbeiter, „der dort droben mit der Hornbrille hat soeben in den 2 Millionen gefallenen Helden Deutschlands auch alle beleidigt, die ihre Pflicht taten mit reinstem Gewissen in schwerster Not, er hat die da draußen verraten, ohne dabeigewesen zu sein und uns auch nur zu kennen. Genau so wenig hat der mit eurer jetzigen Not zu tun. Des internationalen Juden Karl Marx' Haßideen und die Geschäfte internationaler Gauner sind ihm maßgebend. Könnt und wollt ihr für die sterben?

Wir stehen und sterben für den Führer, mit dem Führer für Deutschland, Heil Hitler!"

Das dreifache Heil kam nicht zu Ende, denn, was folgte, war ein unbeschreibliches Chaos. Blut floß, Menschen schrien, wimmerten in einer jener furchtbaren Saalschlachten, die überall in Deutschland im Kampf um die innere Befreiung geschlagen wurden.

Gottschalk sah noch mit Entsetzen, wie ein verkommen aussehendes Subjekt von hinten an den jungen Redner heranschlich und ihm ein Messer in den Rücken rammte, daß er sofort hintüberglitt.

Da brach in ihm plötzlich etwas durch, was er nicht für möglich gehalten hätte, jener Durst nach Gerechtigkeit führte ihn in einer Richtung, über die er selbst staunte, unbezwinglich.

Er rannte der Naziecke zu, stieß gerade auf jenen feigen Mörder, nahm einen Stuhl und schlug ihn nieder.

Die anständige, gläubige und eiserne Haltung und die mutigen Worte des Naziredners hatte ihn zum Erwachen gebracht. Wer so steht und kämpft und stirbt, ist nicht irgend einer. Ein Arbeiter nur, aber ein bezwingendes Licht ging von ihm und seinem Glauben aus, für den Führer und Deutschland und eine neue Idee der Treue und Gerechtigkeit war er freudig in den Tod gegangen.

„Der ist es, der Führer!" schrie er vor Trauer und Erregung vor sich hin.

Und von diesem Augenblick an war der Arbeiter Gottschalk Nationalsozialist und einer der kühnsten und treuesten Vorkämpfer des Dritten Reiches in seinem kleinen Kreis.

Trotz Tod und Teufel hat er fortan die neue Fahne hochgehalten und in sein graues Tageseinerlei war von da an ein Sinn und eine Bedeutung hineingebracht, die ihn und die Seinen bei allen Opfern glücklich und stark machten. Ein Sturmführer von Tausenden auf dem dornenvollen Weg zu Deutschlands Erhebung war stolz und schlicht der Arbeiter Gottschalk.

Karl Neuscheler.

Kreuzzug

Kreuzfahrer ziehen wie in alter Zeit.
Doch lockt sie keine unbekannte Ferne.
Gelobtes Land, wir suchen dich nicht weit,
Hier in der Heimat leuchten deine Sterne.

Für Deutschland rief uns unseres Führers Wort
Des tiefsten Leides Kreuz und Schwert zu tragen.
Nun ziehn wir unter seiner Fahne fort,
Den Kreuzzug für das Dritte Reich zu wagen.

Wir sind die Pilger deutscher Herrlichkeit,
Der wir mit Leib und Seele uns geschworen.
Wer sich jetzt nicht in unsre Scharen reiht,
Dem wäre besser, er wär' nie geboren.

(Aus: „Wir trugen die Fahne" von A. M. Koeppen.)

Aus dem Inhalt:

Kuni Tremel-Eggert: Erdmann der Elfte
Claus Fein: Das Miserere
Hans Breit-Eichner: Piraten
Martin Engelmann: Christian kauft ein
Hasso Freischlad: Wir Jungen und die bildende Kunst
G. A. Schott: Ein badisches Bücherschicksal
Arthur Valdenaire: Karlsruher Baudenkmäler
Anselm Schmitt: Badische Volkstänze vor 100 Jahren

Erdmann der Elfte

Von Kuni Tremel-Eggert

Beim Teichweiher in Oberdörfles ist die Stube voller Kinder, daß es nur so wurgelt. Wie die Orgelpfeifen kann der rotgesichtige breitschultrige Teichweiher seine „Schütt" aufstellen, es gibt keine Lücke, denn es fehlt kein Jahrgang.

Die Mutter ist eine mittelgroße flinkfleißige Frau, die für alle, die sie kennen, immer gleich ausgesehen hat. Was die Frau leistet, kann nur eine Mutter, der unser Herrgott die Kraft einer Liebe gibt, die unter vierzehn Kindern im Teilen noch immer nur wachsen und wachsen kann.

Ein Glück, daß die große Porzellanfabrik drüben im Städtchen nicht genug haben kann an Menschen, so wachsen die Teichweiherkinder buchstäblich in sie hinein, eines nach dem andern. Es ist gar kein Ueberlegen nötig, was sie werden sollen, wird gar nicht erst lange gefragt, „schnell verdienen" heißt die Parole, — also — aus der Schule heraus in die Fabrik hinein.

Erdmann, rufen sie das elfte Kind der Familie Teichweiher. Ein schmaler schlanker Bub, mit brauner Haut, dunklen glänzenden Augen, dunklen, zu einem eigensinnigen Wirbel sich zusammendrehenden Haaren und nackten Füßen, an denen die Zehen vom vielen Barfußgehen weit auseinander stehen.

Der Dorfschmied ist Erdmanns großer Freund, er kennt den Buben besser als Vater, Mutter und Geschwister. Er wußte, was sich in Erdmanns glänzenden Augen spiegelte, war nicht nur das Schmiedefeuer. Und immer wollte er helfen der Bub, überall packte er mit an. Mit hochgezogenen Beinen hing er oft am blankgescheuerten Kuhhorn, das als Griff ans Ende der Blasebalgstange gesteckt war, aber die Stange bewegte sich nicht, während sie unterm Druck des Schmiedes spielend auf- und niederging. Unbeschreiblich aber war Erdmanns Freude, als eines Tages der Balg zuerst quitschend Antwort gab, und dann langsam, knakkend und widerwärtig knarrend seine aufeinanderliegenden Ziehharmonikafalten hochhob, sich mit Luft füllend. Der Erdmann strahlte den Schmied an und der Schmied lachte, packte den Erdmann, stemmte ihn zur Decke, trug ihn zur Türe hinaus und setzte ihn draußen auf den Rücken eines der mächtigen Gäule, die aufs Beschlagen warteten.

Da saß der Erdmann, streckte die für einen solchen Gaul noch viel zu kurzen Beine fast wagrecht in die Luft und guckte herunter auf den Schmied und — oh Schreck — auf den Oedhofbauern, dem gestrengen Herrn und Besitzer der Gäule. Er war gefaßt darauf, sofort von ihm mit einem Wischer heruntergefegt zu werden, aber wer kann es wissen weshalb. — Der Bauer hob nicht die Hände um den Jungen herunterzutreiben, sondern eher sah es aus als wolle er ihn herunterheben — zu sich —: Dann wars als besänne er sich, ließ die Arme sinken und lachte verlegen: „Möchtst wohl mei' Knechtla wer'n — Du?" Und wie der Erdmann unerwartet heftig nickt, lacht der Bauer noch mehr und schreit: Was? Und die Fabrik? Hee?" „Soll m i c h net derwisch'n" sagt der Bub schnell und trotzig und seine Augen funkeln.

„Da guckt her" schreit der Oedhofbauer und schlägt sich auf den Schenkel, „Du weißt wohl gar scho' was Du wer'n willst?"

„A Bauer!" Frisch und froh hängt das Wort in der Luft und der Morgenwind, der keck und jung über den Hof streicht, nimmt es auf und trägt es fort über Wiesen und Felder bis hinüber zum blaugrünen, eben blühenden Tannenwald. „A Bauer! A Bauer!" Froh trägt der Wind das erdnahe Wort über die sommerselige Flur. Das verstand nun der Oedhofbauer freilich nicht, aber es riß ihn jäh herum und staunend, zweifelnd ungläubig fragt ers nochmal: „Du willst richtig a Bauer wer'n?" Und wie der Bub von seinem Gaul herunter ernsthaft nickt, fragt der Alte: „Wie willst denn das anfangen?"

„Ich mach' halt an Knecht" sagt der Junge schnell, als beantworte er eine oftumstrittene Frage. Langsam — als lausche er weit zurück, fragt der Bauer: „Du bist vom Teichweiher einer —?" „Der Elfte — Erdmann heiß' ich."

„Erdmann der Elfte" sagt der Schmied pompös und lacht und nun lachen sie alle drei und das war so schön, daß sie später noch oft daran denken mußten, obwohl sich eine Stunde später noch etwas viel Größeres ereignete. Wie nämlich der Bauer mit seinen neubeschlagenen Gäulen aus dem Schmiedhof und dann aus dem Dorf fuhr, ging der Erdmann plaudernd neben ihm her, denn der Bauer fragte ihn immer wieder etwas, sodaß der Bub nicht, wie es schicklich war, zurückbleiben konnte und plötzlich legt er dem Erdmann die Zügel in die Hände und sagt: „Da — zeig obst was kannst, obs stimmt was Du mir da erzählst". Da glühten die schwarzen Augen des Buben auf in heißer Freude und er zeigte, daß er es kann wie nochmal einer, obwohl er es alle Tage nur gesehen und nie getan. Breitbeinig ging der Bauer nebenher, kein Wort sagte er, aber über sein lederbraunes faltiges Gesicht zuckte es wie Wetterleuchten und endlich sagte er: „Alle Wetter, du scheinst ja zu taugen — wollen wir Ernst machen wir zwei?" Stumm hat der Bub genickt und ist gegangen und am andern Früh, kaum daß es Tag war, stand er mit einem kleinen Bündel im Hof, sah sich ringsum und strahlte lachend: „So — da bin ich!" und das klang zugleich auch wie — „und da bleib ich." Die Leute im Dorfe lachten über den neuen Knecht und die Buben riefen bald hinter ihm her: „Einer der gern möcht! Is noch lang a Knecht!"

Der Erdmann pfiff meist gerade vor sich hin, drum sagte er nichts darauf und zu was auch, lagen ja die Zügel zweier Gäule in seinen Händen, während der Bauer nebenher ging, das war Antwort genug. Was machte es, daß er vom Bauern eine alte Joppe anhatte, der die Aermel abgeschnitten waren? Sie schützte vor Regen und schien die Sonne, brauchte er nichts als Hose und Hemd.

Wie aber der Herbst kam und das Wetter kalt aus den alten Stoppeln spritzte, standen eines Nachts vor des Knechtleins Bett ein paar derbe funkelnagelneue Stiefel, deren Sohlen dicht mit glänzenden Nägeln gepflastert waren. Der Erdmann nahm die Stiegen in ein paar Sprüngen, rannte in die Stube, wo der Bauer das Amtsblatt las und fragte atemlos, was mit den Stiefeln sei, sie seien vor seinem Bett gestanden.

Langsam guckt der Bauer über den Rand seiner Zeitung hinweg und sagt ruhig: „Nocher wer'n sie scho Dir ghörn."

„Bauer!!" Das Wort steht steil und feierlich in der Stube, „tick tack" „tick tack" machts die Schwarzwälderuhr. Mit seinen Stiefeln im Arm schlief er wie keiner unterm Sternenzelt.

Es war an einem warmen Märztag des darauffolgenden Jahres, daß der Bauer zum erstenmal den Pflug in die Erde stieß. Die Luft roch säuerlich nach jungem Gras und aus den Haselstauden stäubte es gelb. Stampfend gingen die Gäule, die Erdmann leitete, durch den Acker. Nichts wurde gesprochen, Schweiß perlte von allen Stirnen und die Gäule dampften. Endlich warf der Bauer den Pflug herum und sah zufrieden über die braune frische gebrochene Breite, ehe er heimging mit dem Jungen. Morgen früh gehen wir zum Talgrund, sagte er beim „Gutenacht" und der Bub nickte, wie er aber am anderen Früh nicht zur gewohnten Stunde da war, runzelte der Bauer die Stirn — endlich ging er selbst hinauf in die kleine Kammer und — und fand ihn wie in Flammen. Ein Zittern lief über des Bauern Gesicht — er sah sich in der Kammer um, als suche er ein Grausames, Tückisches, Unsichtbares, das er kannte, dasselbe, das ihm Weib und Kind genommen in einer Nacht. Aber diesmal sollte nicht wieder einer dastehen und fragen: „Warum habt ihr mich nicht früher geholt?" Selbst spannte er an und befahl dem Knecht, die Gäule nicht zu schonen.

Es war Lungenentzündung. Seine Mutter kam gehetzt — aber der Bauer selber hatte ihn schon in die kühlenden Tücher gewickelt. Es waren bange Tage und dennoch — es waren herrliche Tage, trotz aller Schmerzen. Der Herr selber beugte sich über sein Bett und der Bub sah es zittern in seinem Blick.

Am Hochaltar der Dorfkirche aber brannte in der Zeit eine dicke neue Wachskerze, die spielte Tag und acht ihren flackernden Glanz ums Antlitz der großen Barmherzigkeit.

Und gegen Ende des neunten Tages endlich, schlief das Knechtlein ein und atmete ruhig wie in Gottes Hut.

„Gewonnen!" Das Wort floh von des Bauern Lippen und plötzlich rannen ihm die Tränen in die grauen Stoppeln, immer eine der andern nach — immer eine der andern.

Grell und hell erkennt der Einsame in dieser Stunde den Weg, den er gehen soll.

S e i n Bub könnte es ja sein — leicht sein Bub, denn so gern, wie die Witzmannsmargret, die des Buben Mutter ist, hat seiner Zeit der Oedhoflorenz keiner nachgesehen. An Ernstmachen war nicht zu denken, denn sie war wohl hübsch und flink und tüchtig, aber bitterarm. Wäre er mit ihr gekommen, hätte ihn sein Vater von Haus und Hof gejagt. So heiratete er nach seinem Stand — im dritten Jahre aber starb ihm mit dem Erstgeborenen das Weib. Im Sommer vorher aber hatte die Margret mit dem Teichweiher Hochzeit gehabt. So blieb der Oedhofbauer allein, trotz der vielen neuen Anträge, die man ihm stellte.

All das hatte die Zeit zugeschüttet, die Tage liefen ab, wie die Uhr — gleichmäßig, es gab keine Erschütterungen mehr — bis — bis ein braungebrannter halbnackter Bub ihn von seinem Gaul herunter mit — ihren Augen anblitzte. Lange wehrte er sich dagegen und gegen den Jungen, in diesen Tagen aber erkannte er, daß man Liebe nicht rufen, aber auch nicht bannen kann. Er, der Oedhofbauer, hatte um sein Knechtlein gezittert, wie um sein Fleisch und Blut. Und nun — wo war das leere Leben der letzten Jahre?

Er trat ans kleine Kammerfenster — draußen prangte der Sommer und hier herinnen schlief der zukünftige Oedhofbauer Erdmann der Elfte einem köstlichen Leben entgegen.

Das Miserere / Von Claus Fein

Der Mensch hieß Bernhard Niemeyer und war Komponist. Vier Jahre unbarmherzigen Krieges hatte er mitgemacht; eines davon — unbarmherziger noch — hinter sibirischem Stacheldraht. — Er hatte seine Schlafstelle nicht bezahlt und mußte neues Unterkommen suchen. Dabei wußte er genau, daß er auch das schuldig bleiben würde. Aber es war schon lange her, daß solche Erwägungen Bernhard Niemeyer gehemmt hatten.

Er ging nach dem Villenviertel: dort, wo die Mieten am teuersten waren. Wenn er sie doch nicht bezahlte, sei das gleichgültig für seine Wahl; nur war ihm mehr Behaglichkeit geboten.

Er hätte lieber auf Brot verzichtet, als auf weiße Bettwäsche und lichte Räume.

An einem Haus, das hinter einem sonnigen Vorgarten lag, läutete er. Das Mädchen, das ihm öffnete, sah prüfend auf seinen Pappkarton. Er hatte sie kaum angeschaut; er fühlte ihren Blick und sagte etwas davon, daß sein Hauptgepäck nachkomme.

Sie führte ihn durch die Diele. Erst da bemerkte Bernhard Niemeyer, wie kindlich klein und unansehnlich sie war und daß sie verwachsen sei.

Bernhard Niemeyer würgte bei ihrem Anblick. Er sah auf die Steinschloßgewehre und eingelegten Krisse, die an den Wänden gesammelt waren.

„Wir lebten früher in Holländisch-Indien!" Aus ihrem morschen Gebäude klang die Stimme wie eine Glocke; was Bernhard Niemeyer einigermaßen irritierte. „Mein Vater hatte Zuckerrohrplantagen. — — Er ist gestorben ... am Fieber!"

„Und Sie sind ganz allein jetzt?" fragte er.

„Nein, mit meiner Mutter lebe ich! Sie ist in der Stadt!"

Als er hinter ihr durch den Gang schritt, dachte Bernhard Niemeyer: Sie ist schon tot! — Sie hat ein Gesicht wie eine Gipsmaske.

Die Tür zu einem Atelier stand offen, und als das Mädchen sie schließen wollte, sah Bernhard Niemeyer über ihre Schultern hinweg. Er erblickte als lebensgroße Holzplastik eine Mutter, die auf einem Quader saß und ihr Kind nährte.

Bernhard Niemeyer fragte, ob noch ein Mieter im Hause wohne.

„Nein, i c h arbeite hier!" Die roten Flammen, die ihr beim Sprechen ins Gesicht schlugen, machten sie schön. Sie gab den Eingang frei.

Bernhard Niemeyer trat von dem Bildwerk zurück. Wortlos betrachtete er den strahlenden Korpus, das klare Madonnengesicht, das von unirdischer Schönheit war.

„Schön!" klang ehrliches Empfinden.

Doch als er nach einer Weile Betrachtens wiederholte: „Schön", da log er; denn blanker Künstlerneid quälte ihn.

Sie schien das zu fühlen, weil sie ohne weiteres sagte: „Gehen wir!"

Und als er schon beinahe draußen war, entdeckte er auf einem Schreibtisch neben der Tür Geld: Scheine und Silber. Soviel, wie er früher ausgegeben hatte in einer Nacht.

Verärgert dachte er, daß er schrecklich dumm gewesen sei damals.

„Bitte sehr!" unterbrach ihn das Mädchen, öffnete ein Zimmer und sprach gleichförmig von den Ueblichkeiten.

Bernhard Niemeyer schaute ihr in das enge Gesicht, in dem sich beim Sprechen nur der Mund bewegte. In dem Dämmerlicht sehen ihre unbeweglichen Augen aus wie ausgebrannte Kraterlöcher.

Wie alt sie wohl ist?

Da fiel ihm das Geld im Atelier ein und daß er sie hasse. Und diese Gedanken wurden überstürzt von einem anderen: Im Kriege hat man auch Leute in ihrem Alter barbarisch ...

Auf einmal schwieg das Mädchen. Er hatte nichts gehört von dem, was sie gesagt hatte. Er trat zu dem jadegrünen Kachelofen und zerquälte sich das Hirn nach irgendeiner sachlichen Frage.

„Der Ofen ... blutet ..."

„Ja!" antwortete das Mädchen und die Kraterschlünde schauten noch weiter.

„Merkwürdig ...", murmelte er und sah auf dem Tisch eine längliche, schwere Messingschale stehen. Er ging hinüber, wog sie auf und sah wieder in die weiten Kraterlöcher.

Plötzlich tat er einen Sprung und zog mit der Messingplatte aus. Hoch über dem dunklen Mädchenkopf schwebte sein Mordwerkzeug.

Sie rührte keine Hand. Ihr Mund war halb offen und ihre Brauen waren hochgeschoben. Die Stirnfalten zuckten auf und ab. Ihre Lippen krampften sich mählich, wie bei einem Kind vorm Weinen.

„Du ... Kind!" schrie Bernhard Niemeyer. Die Schale polterte zu Boden. Tränen schossen ihm in die Augen. Er sprang an ihr vorbei, zerrte am Haustor, rannte auf die Straße. Nicht weil er flüchten wollte; wegen der Tränen tat er das.

Nach einer Weile erinnerte er sich an seine Pappschachtel. Er ging zurück und zog die Klingel. Ein Spalt öffnete sich, in dem das weiße Gesicht erschien. Langsam schob eine schmale Hand die braune Schachtel durch die Tür. Als er sich bückte, sie aufzunehmen, sagte das Mädchen hart: „Du Narr!"

Dann schlug sie die Tür zu.

*

Bernhard Niemeyer fand sich selbst wieder in einem Vorstadtkaffee mit kalten, weißen Marmortischen. Er hatte sich Papier geben lassen und wollte an die Polizei schreiben. Sich selbst bezichtigen.

Es wurde eine Linie. — Und noch eine ... und noch. Dann waren es fünf ... zehn ... fünfzehn. Das ganz Blatt zog er voll Linien und ließ immer fünf zu fünf eine Spanne.

Bernhard Niemeyer schrieb Noten. Bis spät in die Nacht hockte er da und schrieb in fieberhafter Hast.

Am folgenden Tag besuchte er den Prälaten der Domkirche.

Bernhard Niemeyer erschrak zu Tode, als er ihm ins Gesicht sah: das war die Maske des verkrüppelten Mädchens mit den ausgebrannten Kraterrändern! — Nur ins Männliche übertragen und alt. Und als beim Vorlehnen aus den Backen des Lehnstuhls der Höcker erschien und die eingefallene Brust — nur klobiger noch — da erblaßte Bernhard Niemeyer und ging rückwärts.

„Womit kann ich Ihnen dienen, verehrter Herr?"

Bernhard Niemeyer merkte, daß er die gleiche Sprechweise hatte wie sie. Schritt um Schritt kam er näher, wagte nicht, aufzusehen, als er die Notenblätter auf den Tisch schob.

Der Höckrige nahm die Partitur zur Hand und blickte darauf. Dann hielt er die Blätter zwischen den feinen langen Fingern, und sein wülstiger Rücken regte sich mit teuflischer Grausamkeit. — Der alte Mann schaute erstaunt auf seinen Besucher.

„Ein großes Werk, verehrter Herr! — — Wollen Sie mir Ihr Opus bis morgen überlassen, verehrter Herr? — Ich bitte Sie darum!"

Bernhard Niemeyer nickte, nahm seinen Hut und ging.

— — — — — — — —

Als es ihn am folgenden Tag hingezwungen hatte, bat ihn der Prälat in den Dom. Auf der Chorbühne drängten sich schwarze Mönche. Der Prälat nahm den Stab. Mit großer Geste setzte er ein.

Und dann brauste die Orgel, klagten die Saiten, flehten die Stimmen den gigantischen Hymnus der Reue:

„Miserere mei, Domine, secundum magnam misericordiam tuam!"

„Erbarme dich meiner, o Herr, nach deiner großen Barmherzigkeit."

Bernhard Niemeyer stand mit verkreuzten Händen und sah vom Chor in das hochbogige Kirchenschiff, in dem das Spätlicht glutete. Er lächelte. Ein reines, verklärtes Lächeln war es; das einen todernsten Zug annahm:

Ein wilder Notschrei war es, in dem alles Unglück lag, alle Verzweiflung das Herz schnürte, alle Erkenntnis, als sie kreischten:

„Siehe mich, in Ungerechtigkeit bin ich empfangen und in Sünden empfing mich meine Mutter!"

Vor Bernhard Niemeyer tauchte halluzinatorisch das verkrüppelte Mädchen auf, und verschwommen und scharf zugleich der verwachsene Prälat.

Er fühlte unsicher seine kleine Persönlichkeit; auf der sein gewaltiges Werk lastete, wie ein ungeheurer Buckel; der auf seine Lungen preßte.

Drückender war die Last; sein inneres Ich schwand. Er brauchte Luft. Er öffnete den Mund, schnappte wie ein Fisch im unbarmherzigen Sand.

„Miserere mei!" gellte sein Schrei an die massigen Pfeiler, die den Himmel bedrohten. Kopfüber stürzte er sich auf die Steinfliesen.

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 33 — 19. August 1934

Die letzten Vorbereitungen

Der vor der Tür stehende 2. Badische Schachkongreß hat im ganzen Land starke Beachtung gefunden, überall regen sich eifrige Hände um die letzten organisatorischen Maßnahmen zu treffen, damit ja alle Varianten klappen. Die Spieler selbst wollen natürlich während der Kampftage in bester Verfassung sein und müssen sich die Frage vorlegen: Wie mach ich das am besten? Genau nichts mache ich, verkünden die einen, vier Wochen vor dem Kongreß wird keine Figur angerührt! Dieser Grundsatz hat zweifellos viel für sich, auf jeden Fall werden die Frauen dieser Schächer unbedingt mit ihm einverstanden sein, aber da sind noch die anderen, die bis zuletzt auf den 64 Feldern wüten. Nur der Kampf kann uns die nötige Härte geben. Zu dieser zweiten Gruppe gehören offenbar auch die beiden Spitzenspieler von Baden-Baden, die einen Wettkampf auf 15! Punkte spielen um sich für den Kongreß vorzubereiten. Wenn das nicht genügt!

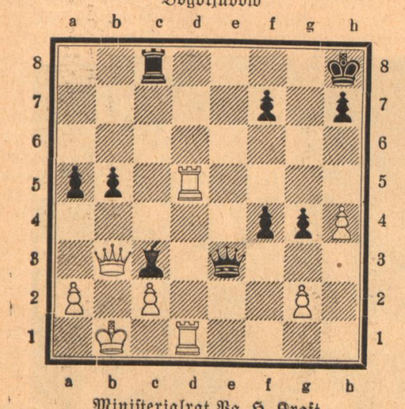
Russisch

Weiß: Breitling Schwarz: Diemer

1. e4, e5 2. Sf3, Sf6 3. Se5:, d6 4. Sf3, Se4: 5. De2, De7 6. d3, Sf6 7. Lg5, Le6 8. Sc3, Sc6 9. 0—0—0, 0—0—0 10. Se4? (Die Theorie empfiehlt 10. d4, b5 11. Se5, De8 12. Df3, Le7 13. Lb5, Se5: 14. d:e, Sfd7 15. Ld7:+, Db7: 16. Le7:, De7: 17. Sd5:, Dc5 mit Ausgleich) 10. . . ., d5 11 Sf6:, g:f 12, Ld2, d4! 13. g3 (Nach Kb1 hätte Dc5 zu einem mächtigen Angriff geführt, der Textzug allerdings dürfte auch nicht mehr zum Ausgleich genügen) 13. . . ., La2:? 14. De7:, Le7: 15. Sh4, Le6 16. Lg2, Se5 17. f4, Sg6 18. Sf3, c5 19. Tde1, Td6 20. Te 2, Ta6 21. Kb1, Td8 22. The1, c4! 23. b:c, Lc4: 24. Te7:, La2+ 25. Kc1, Lg6 26. Lb4, b3 27. c:b, Se7: 28. Le7:, Tb3: 29. Lf6:, Lb3? (Dieses Fragezeichen stammt von dem Führer der schwarzen Steine, aber auch nach Lf5 kommt Weiß mit 30. Te8+, Kc7 31. Te7+, Kd6 32. Sh4! zu Gegenspiel) 30. Lb3+, Le6 31. Le6:, f:e 32. Sb2! Tc6+ 33. Lc3, b5 34. Kc2! Td5 35. Kb1! Ta6 36. Te5! (Mit dem jetzt erzwungenen Abtausch befreit sich Weiß endgültig) 36. . . ., Ta1+ 37. Kc2, Te5: 28. f:e, a5 39. Sb3, Th1 40. Sa5:, Th2:+ 41 Kf3, b4 42. Lb 4:, Tb2: 43. Lc3, Tc2 44. Ld4, Ta2 45. Sc4, Th2 46. Le3, Kd7 47. Lg5, Kc6 48. Le7, Kd7? Warum nicht Kd5, das den e-Bauern erobert und das Remis gesichert hätte, nach dem fehlerhaften Textzug bringt Weiß langsam aber sicher sein materielles Uebergewicht zur Geltung. Es dauert allerdings noch 54 Züge, bis sich der zähe Führer der schwarzen Steine ergibt. Der Führer der weißen Partei hat sich nach verfehlter Eröffnungsanlage gut herausgeschwindelt, wir sind gespannt, wie sein erstmaliges Debut im Meisterschaftsturnier ausfallen wird.

Eine inhaltsreiche Stellung!

Bogoljubow



Ministerialrat Pg. H. Kraft

Eine rein analytisch schwer zu erfassende Stellung, nicht nur für unsere Löser und Mitarbeiter, sondern auch für den hohen Herrn Schachredakteur selbst! Deswegen auch wenigstens teilweise die Verzögerung.

Schwarz am Zug spielte 1. . . . De4? um nach 2. Td8+! sofort aufzugeben. Die Preisfrage war: Kann Schwarz die Stellung durch einen andern Zug halten? Diese Frage wurde durchweg bejaht. Einige Ausführungen versuchen sogar den Gewinn für Schwarz in allen Varianten klarzustellen. Weitaus die Mehrzahl unserer Löser beginnen mit dem bestechenden Zug 1. . . Tc4, ohne aber bei ihren Darlegungen immer die stärksten Gegenzüge für Weiß zu berücksichtigen; z. B.: 1. . . Tc4 2. a3 De2 3. Db5:! Dieser jetzt mögliche Damenzug wird zu wenig oder gar nicht berücksichtigt in den sonst außerordentlich fleißigen Analysen.

Einwandfreiere Resultate liefern die mit 1. . . . a5—a4! beginnenden Versuche. Nach dem Hauptspiel 2. Db5: entstehen überraschende Kombinationen. Man prüfe: 2. Db5:Lf6! Ein sehr starker Zug, deckt Feld d8 und schafft die fürchterliche Doppeldrohung Dc3!

A. 3. Dd3 Tb8+
4. Tb5 Td8!
5. De3: Td1:+
6. Dc1 Tc1:
7. Kc1: f3!
8. g3! Lh4:!!

und Schwarz gewinnt leicht mit den verbundenen Freibauern.

B. 3. Da4: Dc3
4. Kc1 Tb8!
5. Td8+
Schwarz drohte mit Tb1+ mattzusetzen.
5. . . . Ld8:
6. De8+ Kg 7
7. Td8: Da3+!

Der Einleitungszug zu einem sehr hübschen Gewinnmanöver

8. Kd1 Tb1+
9. Ke2 Da6+!
10. Td3 Da5!
11. Td2 Dc3!

und Weiß hat keine Parade mehr gegen den Vorstoß f3. Auch alle anderen Varianten, die sich nach 2. Db5: ergeben, schlagen zum Vorteil für Schwarz aus. Nach 2. Da3! aber ergibt sich eine Stellung, die auf analytischem Weg kaum zu erschöpfen ist und voraussichtlich remis werden dürfte, z. B.: 2. Da3 Lf6 3. De3: f:e 4. Td3 e2 5. Te1 Te8 6. Tde2 Lh4: usw.

Der Preis für die beste Analyse wurde Herrn K. Mühlherr, Stockach, zuerkannt. Die Arbeiten von O. Ruthardt, Karlsruhe und Dr. Wenz, Pforzheim sind außerordentlich fleißig und stehen nur wenig nach.

Berichtigung. Im Problem Nr. 28 von F. Schmidt ist auf h3 ein weißer Läufer zu setzen statt eines Springers.

Schlangenjagd in Honduras

Von Waldemar Keller

Die mittelamerikanische Republik Honduras ist ein zoologisches Paradies. Im besonderen beherbergt sie viele Schlangenarten, darunter die giftigsten. In den Urwäldern, durch die man sich nur mit der Machete, dem schwertartigen Messer der Eingeborenen, einen Weg bahnen kann, finden die Reptilien sicheren Unterschlupf, sind kaum auszurotten und bilden eine stete Gefahr für die Bananen-Plantagen. Wenn diese Plantagen einige Jahre alt sind, gleichen sie fast einem Dschungel; am Boden haben sich nämlich eine Unmenge abgestorbener Blätter angesammelt. Gerade darin aber fühlen sich die Schlangen wohl, sie suchen also mit Vorliebe die Bananen-Plantagen auf, und es geschieht überaus häufig, daß erntende Arbeiter gebissen werden. Vielleicht merken sie gar nicht einmal, daß der im Laub versteckte Tod sie getroffen hat. Treten aber die Vergiftungserscheinungen auf, dann ist es immer zu spät, um mit den üblichen Mitteln — Ausbluten, Aussaugen oder Ausbrennen der Wunde — die Gefahr zu bekämpfen. Helfen kann bestenfalls noch eine Seruminjektion.

Von diesem Gedanken ausgehend, hat die nordamerikanische „United Fruit Compagny", die den Markt von Honduras beherrscht, in Tela eine Schlangenfarm errichtet, die dem bekannten brasilianischen Institut in Butantan nachgebildet ist. Hier werden, in hoch umsäumter Arena, die verschiedensten Giftschlangen gehalten, um zur Herstellung des Serums gegen Schlangenbiß zu dienen. Die Art, wie dieses Serum gewonnen wird, ist oft beschrieben worden, und es erübrigt sich daher ein näheres Eingehen, Auch in Tela werden Tiere mit dem Schlangengift immunisiert, deren Blut dann zur Serumbereitung benutzt wird. Da in der Hauptsache die Bananen-Plantagen das Serum beanspruchen, hält und züchtet man in Tela fast ausschließlich solche Schlangen, die auf den Plantagen gefangen werden; auf diesem Wege der Spezialisierung ist ein hoher Grad von Wirksamkeit bei Anwendung des Gegengiftes erreicht worden.

Schlangen zu bekommen, ist für die Farm nicht immer leicht, so komisch es klingen mag. Zwar werden für jedes eingelieferte Exemplar zwei Dollar bezahlt, und die Eingeborenen bemühen sich auch redlich, dieses Geld zu verdienen, aber meistens sind die angebotenen Schlangen beim Fang so schwer verletzt worden, daß sie nach wenigen Stunden schon eingehen. Daher muß manchmal eine kleine Expedition ausgeschickt werden, die sich allerdings nie in die Urwälder der Niederungen begibt, denn der tiefliegende Urwald von Honduras ist nicht nur ein Dorado für Schlangen, sondern auch für die giftigsten Insekten, die man sich denken kann, und kaum ein Eingeborener, geschweige eine Europäer, würde die Mühseligkeiten der Exkursion ohne schwere Gesundheitsschädigung ertragen können. Man wendet sich deshalb in die Berge.

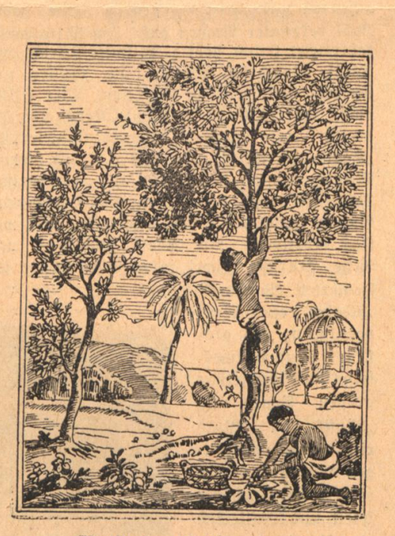
Eine solche Schlangenjagd schildert der Vorsteher der Reptilienabteilung des Bronx Zoological Park, in Neuyork, der sich nach Honduras begeben hatte, um den heimischen Bestand aufzufüllen. Er erzählt unter anderem:

„Auf einer Bananen-Plantage fingen wir an einem einzigen Tage acht große Giftschlangen. Die meisten davon gehörten zu der Art, die man in Honduras Barba Amarilla (Gelbbart) nennt; der Hals dieser Schlange ist nämlich hellgelb. Sie ist verwandt mit der berüchtigten Fer de Lance auf der Insel Martinique und mit der Jararaca des tropischen Südamerika. Da die Barba Amarilla mit ihrem Biß eine ungewöhnlich große Quantität Gift injiziert, etwa einen Teelöffel voll, so ist derjenige, der von ihr angegriffen worden ist, unbedingt dem Tode verfallen, wenn nicht sofort ein Gegengift gegeben wird.

Kurz nach meiner Ankunft in Tela hörte ich von einer gefährlichen Abart der Klapperschlange, die im Innern des Landes sich bemerkbar machte. Es liefen zahlreiche Bitten um Serum ein. Die Symptome, die sich nach dem Biß zeigten, waren immer dieselben: innerhalb weniger Minuten wurden die Nackenmuskeln der Gebissenen derart gelähmt, daß der Kopf haltlos auf den Schultern rollte, als ob das Genick gebrochen sei. Wir beschlossen, sofort nach San Pedro zu fahren, von wo die Nachricht über die Schlangenplage kam, um verschiedene Exemplare zu fangen und ihre Giftwirkung zu studieren. Unser Ziel war ein etwa 1200 Meter hohes Gebirge, hinter dem sich eine Wüste ausbreitet, ähnlich der in Arizona. Hier herrscht am Tag eine furchtbare Hitze, und die Schlangen, die gewöhnlich in den Schluchten der Berge hausen, lieben es, in die sonnenverbrannte Wüste zu flüchten, wo man sie dutzendweise trifft. Es sind äußerst gefährliche Tiere, bis zu drei Meter lang. Ihre Farbe ist mattgelb, zuweilen auch orange mit rötlichem Ton.. Ein großes Exemplar, das wir später fingen, wog zehn Pfund. Diese Schlange unterscheidet sich von den anderen dadurch, daß sie ein vollkommen weißgefärbtes Gift ausspritzt; auch die oben erwähnte Wirkung des Bisses ist nicht die im allgemeinen bekannte. Glücklicherweise kommt die Schlange auf Bananen-Plantagen nicht vor.

Obwohl wir eine Menge Serum mit uns führten, war mir doch nicht wohl zumute, als wir uns auf die Jagd begaben. Die einzig mögliche Art, dieses Reptil zu fangen, ist nämlich folgende: an einem starken Stock wird eine Schlinge befestigt, in der sich das Tier verstricken muß; dann läßt man es in einen Sack fallen, wo sich die Schlinge lockert, so daß die Gefangene zu entweichen vermag. Natürlich kann es dabei zu unangenehmen Zwischenfällen kommen. Wir erlebten aber gottlob keinen. Grauenhaft ist der Anblick, wenn sich die Schlange auf die Verteidigung einrichtet. Der Körper liegt in S-Form gewunden am Boden, der Kopf ist nur wenige Zoll erhoben, aber der Schwanz streckt sich steil in die Höhe und gibt einen laut rasselnden Ton. Aus dieser Lage schießt der Kopf mit einer Schnelligkeit vor, die man gar nicht verfolgen kann. Wehe dem, der nicht geschickt genug ist, dem Tier im richtigen Moment die Schlinge überzuwerfen! Nie in meinem Leben hab' ich derartige Aufregungen durchgemacht, wie bei dieser Schlangenjagd. Aber sie ging gut aus, und die Beute war reichlich."

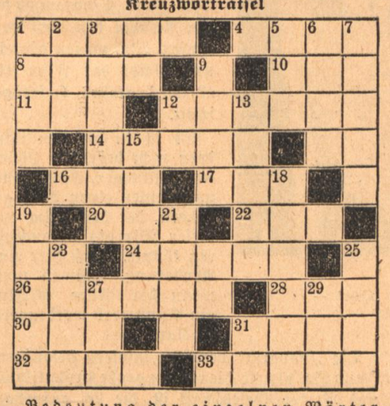
Rätsel-Ecke



Wo ist der Aufseher?

Welchen Sinnspruch ergibt dieses Bilderrätsel?

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter

a) von links nach rechts: 1 Stadt in Nordfrankreich, 4 Oper von Verdi, 8 Wasserfahrzeug, 10 Eingang, 11 Fluß in Nordwestdeutschland, 12 indischer Dichterphilosoph, 14 Vorbild, 16 weiblicher Vorname, 17 Genußmittel, 20 Mineral, 22 Nebenfluß der Saale, 24 völkerkundlicher Begriff, 26 Verbindung von Gliedern, 28 Wacholdergetränk, 30 Grußwort, 31 Schmuckstück, 32 Destillationsprodukt, 33 weibl. Vorname;

b) von oben nach unten: 1 biblische Gestalt, 2 Stadt in Italien, 3 getrocknete Weinbeere, 5 japanischer Staatsmann, 6 weiblicher Vorname, 7 Bodenfläche, 9 der Erde anvertrautes Gut, 13 Fahrspur, 15 Trocknungsanlage, 18 Klagelied, 19 Vermächtnis, 21 Streit, 23 Vortrag, 25 weiblicher Vorname, 27 dem Winde abgewandte Schiffsseite, 29 Nebenfluß der Donau.

Auflösung des Silben-Kreuzworträtsels

Waagerecht: 1. Leba, 3. Padua, 5. Toga, 7. Arizona, 8. Demagoge, 9. Makrele, 11. Orale, 13. Roulade, 15. Anatollen, 18. Omar, 20. Maria, 21. Barde, 22. Gamin, 24. Lade, 25. Serenade, 27. Egeria, 29. Mitte, 30. Bettina, 31. Nadel. — Senkrecht: 1.Lea, 2. Bari, 3. Panama, 4. Adele, 5. Togo, 6. Gage, 10. Krematorium, 11. Ohio, 12. Lea, 13. Rouen, 14. Dekade, 16. Nama, 17. Lia, 19. Margarete, 21. Barberina, 23. Minna, 24. Lage, 25. Semit, 26. Debet, 27. Ena, 28. Adel.

Auflösung des Silbenrätsels:

1. Drakon, 2. Akazie, 3. Scheffel, 4. Schaluppe, 5. Cilli, 6. Handikap, 7. Isthmus, 8. Cavour, 9. Kalahari, 10. Saratow, 11. Aland, 12. Leguan, 13. Mandschu, 14. Interlaken, 15. Sandale, 16. Camembert, 17. Handschar, 18. Teneriffa, 19. Dudelsack, 29. Industrie. — Das Schicksal mischt die Karten, und wir spielen.

Auflösung: Gute Freundschaft unter Nachbarn ist Vorgespann zum Berge hinauf.

Filmjahr 1934

Ein Querschnitt durch die neue Produktion – II. Bavaria, Europa

Bevor wir unsere Vorschau auf die kommende Filmsaison im einzelnen fortsetzen, dürften manchen Filmfreund einige Fragen interessieren, die sich um das Thema ranken: „Wie entsteht eine Produktion und wie kommt der Theaterbesitzer zu ihr?" Denn hier liegt eine der Hauptcigenarten des Films und des „Filmgeschäfts" im besonderen.

Ein Film entsteht grundsätzlich anhand einer Idee. Diese „Idee" kann aber grundverschiedenen Ursprungs sein. Sie kann aus einem Film-Stoff bestehen, also aus irgendeiner vagen Kombination von Geschehnissen, die sich filmisch darstellen ließen; sie kann aber auch aus einem fertigen Roman oder Theaterstück bestehen, das „ver-filmt" werden soll; sie kann schließlich auch einfach aus einem oder mehreren Namen bestehen, die die Grundlage eines Filmes bilden sollen: z. B. ein Film mit Käthe von Nagy und Willi Fritsch... nun suche man einen Stoff hierzu. Welche von diesen Arten die künstlerisch unfruchtbarste ist, sei heute dahingestellt, jenes ideale aus rein-filmischem Denken resultierende Frei-Schaffen des Film-Künstlers finden wir nur sehr, sehr selten. Denn um einen großen Film zu drehen, braucht man heute immer noch Hunderttausende und wer möchte solche Summen wohl an einen Stoff hängen, der noch völlig vage im Geiste irgendeines Regisseurs schwebt?

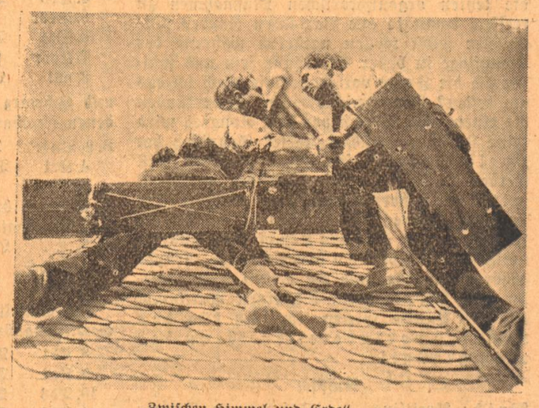
Noch schlimmer und noch kunst-tötender wirkt sich der weitere Gang des Film-Geschäfts aus. Eine Gesellschaft, die sich den Verleih von Filmen zum Ziele erkoren hat, stellt zu Beginn des Sommers aus Filmen eigener Produktion oder nur aus fremden Produkten oder aus beiden gemischt ein „Produktions-Programm" zusammen und bietet dieses nun dem Theaterbesitzer an. Es heißt dann z. B. „Titania-Film bringt Ihnen zwölf deutsche Spitzenfilme größter Bedeutung!" Es folgen nun schön bedruckte Blätter mit Titeln von Filmen und Hauptdarstellern und Regisseuren. Einige von ihnen tragen sogar eine ungefähre Inhaltsangabe des Films, der angeboten wird, andere tragen den Vermerk „In Arbeit", andere wieder tragen nur den Namen irgendeines Stars oder irgendeines Regisseurs mit dem Bemerken „ein Tito Randini-Film" oder „ein Großfilm mit Alfa Dulla in der Hauptrolle, dessen Titel noch nicht feststeht". Alle aber, ob nun vollständig angekündigt oder erst vage angekündigt, ob nun schon fertig gedreht oder in Arbeit oder erst projektiert, alle zusammen tragen sie den schlichten Vermerk: Titel- und Besetzungsänderungen vorbehalten".

Vier Filme der Europa:
„Krach um Jolanthe" — „Da stimmt was nicht" — „Musik im Blut" — „Charleys Tante"

Diese Filme nun, die zu einem großen Teil noch gar nicht existieren, kauft der — Theaterbesitzer. Mit Garantiesumme oder mit Anteil am Brutto oder Nettoertrag. Kauft sie nicht etwa einzeln, sondern in „Staffeln" wie der schöne Fachausdruck heißt, also in ganzen Blocks. Kauft eine Produktion, von der irgendein schöner Großfilm ihm gefällt und in der dann noch weiß Gott was alles drin ist. Kauft sie ungesehen. Und viele dieser groß angekündigten Filme kommen nie zustande. Jedes Jahr, am Ende der Saison, kann man mit Schmunzeln die letztjährigen Programme nochmal lesen und feststellen, wieviele dieser prächtigen Titel nur Titel geblieben sind. Es kommen dann freilich oftmals auch neue, andere hinzu. Das wesentliche aber ist, daß Filme „geschaffen", angekündigt und verkauft werden, die noch gar nicht existieren. Nur wenige große Gesellschaften zeigen dem Theaterbesitzer wenigstens einen Teil ihres Programms bevor sie ihm den Rest verkaufen. Im ganzen aber ist und bleibt der Film ein einziges großes Hasardgeschäft.

Es ist in anderen Ländern nicht besser; in vielen noch schlimmer. Es hat auch noch keiner einen Weg gefunden, der den Film aus dieser Wirrnis herausführen könnte. Daß hier eine Aenderung kommen muß, wenn der Film wirklich ein Kunstwerk werden will, ist klar.

Die „Bavaria" verdient insofern besonderes Interesse, als sie die einzige große Produktions- und Verleih-Gesellschaft ist, die sich außerhalb der Reichshauptstadt erhalten hat, während viele andere Firmen in allen Teilen des Reiches zugrunde gingen. Die Bavaria produziert hauptsächlich in dem bei München gelegenen Geiselgasteig. Sie bringt in diesem Jahr 23 Filme, davon 7 ausländische. An der Spitze ihres Programms stehen drei Filme mit Hans Albers, als erster „Peer Gynt", ein Versuch einer filmischen Neugestaltung des großen Ibsen-Dramas; als zweiter „Variete", der bemerkenswert erscheint, da der Regisseur von „La Bataille", Nicolas Farkas, ihn inszeniert; der dritte ist noch unbekannt, zwei Stoffe stehen zur Wahl. Ein großer Film scheint das „Erbe aus Pretoria" zu werden, nach einem spannungsreichen Roman des beliebten Autors Ludwig von Wohl, in dem Charlotte Susa, Paul Hartmann, Gründgens, Paul Kemp und Richard Romanowsky mitwirken sollen. Richard Eichberg inszeniert „Der Schlafwagenkontrolleur" mit Hermann Thimig, Carl Böse zwei Lustspiele mit den Titeln „Liebe dumme Mama" (Luise Ullrich, Leopoldine Konstantin, Hermann Thimig) und „Liebe in Not". Nicolas Farkas ist ein weiterer Film anvertraut; „Hannerl und ihre drei Liebhaber", ein Film aus dem alten Wien. Zwei Franz-Seitz-Filme stehen auf dem Programm nämlich „Zwischen Himmel und Erde" mit Karin Hardt, Kleinrogge, Klingenberg, Attila Hörbiger und „Kleider machen Leute", nach Gottfried Kellers unsterblicher Novelle. Neben Hans Albers ist Anny Ondra der Hauptstar der Bavaria und kommt mit drei großen Filmen heraus, deren wichtigster „Klein-Dorritt" scheint, nach dem Roman von Charles Dickens; „Polenblut" wird der zweite Ondra-Film sein und in allen führt Carl Lamac die Regie. Er inszeniert auch noch des „Königs Freundin", ein Lustspiel, das den Parlamentarismus karikieren soll. Zwei interessante Filme beschließen das deutsche Programm: „Die Sporckschen Jäger", in dem Theodor Loß die Hauptrolle spielt und Rolf Randolf Regie führt und „Das unsterbliche Lied", ein Versuch, die Entstehung unseres Weihnachtsliedes „Stille Nacht..." filmisch in einem Volksstück auszudrücken; Paul Richters Anny Hartmann und der Regisseur Hans Marr spielen die Hauptrollen. Diesem Eigenprogramm schließen sich sieben Ausländer an, über die sich heute schwer etwas sagen läßt. Es sind vorgesehen: „Nana" mit Anna Sten, „Das Privatleben Don Juans" mit Douglas Fairbanks, „Die scharlachrote Blume", ein Film aus der französischen Revolution, „Ueberfall auf Kongo" nach einem Edgar Wallac-Roman und „In hundert Jahren", ein Zukunftsfilm nach H. G. Wells; die meisten dieser Filme aus der Produktion von Alexander Korda (Sechs Frauen und ein König). In zwei noch unbekannten Filmen sollen Charles Laughton und Maurice Chevalier erscheinen.



„Zwischen Himmel und Erde"
Aus dem neuen Bavaria-Film

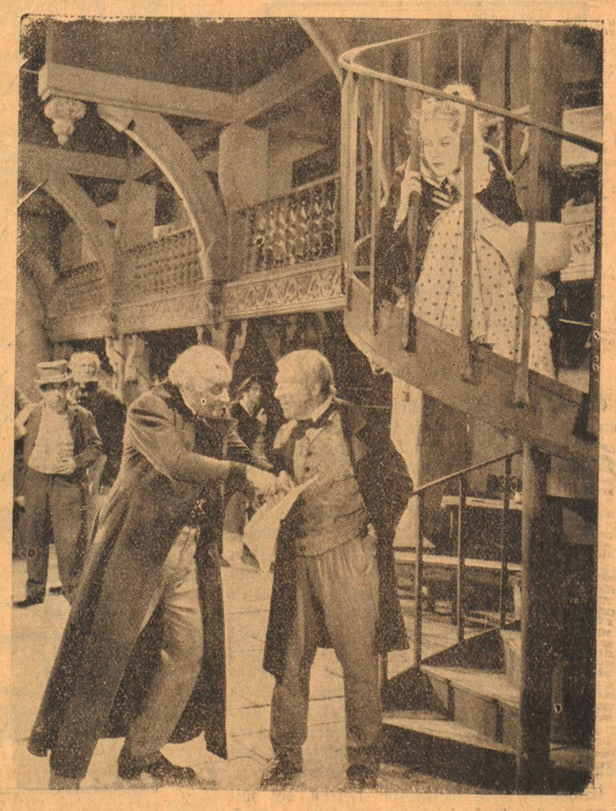
*

Die „Europa", die ein sehr umfangreiches und künstlerisch wertvolles Jahr hinter sich hat („Reifende Jugend", „Schimmelreiter", „Leise flehen . . ") bringt 22 neue Filme in ihrem Programm. Sie weist unter ihren Regisseuren und ihren Darstellern eine große Zahl bekannter Namen auf. Im Mittelpunkt zahlreicher Filme steht z. B. Luise Ullrich, auch Diehl, Wohlbrück, Thimig, die Müller und Eggerth sind mehrfach vertreten. Vier Filme allein betreut Carl Fröhlich: „Krach um Jolanthe", den größten Bühnenlustspielerfolg, „Samt und Seide", ein Lustspiel mit Renate Müller und K. L. Diehl, „L[illegible]wachtmeister Schwenke" nach dem bekannten Roman mit Gustav Fröhlich in der Titelrolle, „Ich war Jack Mortimer" mit Adolf Wohlbrück und Luise Ullrich. Zwei interessante Filme inszeniert E. Waschneck: „Regine, eine Neuverfilmung des großen Stummfilmerfolgs mit demselben großen Paar und „Musik im Blut" einen Film von jungen Menschen, der in einer Musikhochschule spielt und künstlerisch eine Bereicherung der deutschen Filmkunst darstellen soll wie seine Uraufführung ergab. Karl Hartl inszeniert „So endete eine Liebe", ein Film in dem Willy Forst und Martha Eggerth die Hauptrollen spielen. Reinhold Schünzel, dem schon manch feines Lustspiel gelang, hat „Die englische Heirat" zu betreuen mit Renate Müller und Adolf Wohlbrück, der nach seinem Erfolg in „Jungen Dessauers große Liebe" die Karriere zum großen Star gefunden hat. Eine ganze Reihe heiterer Filme schließen sich an: „Charleys Tante" mit Paul Kemp, „Einen Jux will er sich machen" mit Luise Ullrich und Paul Hörbiger, „Das lebenslängliche Kind" mit Gustav Walsau und Heinz Rühmann, „Da stimmt was nicht" mit de Kowa. Martha Eggerth erscheint in einem weiteren Film „Ihr größter Erfolg", Lil Dagover als „Eine Frau, die weiß, was sie will", Charlotte Susa in „Sie und die Drei", Trude Marlen in „Die Liebe siegt". Ein technischer Film „Der stählerne Strahl", dessen Außenaufnahmen beim Avusrennen gemacht wurden, und ein Film „Hau-Ruck" mit de Kowa und Luise Ullrich beschließen das deutsche Programm. Von den vorgesehenen ausländischen Filmen weiß man nur, daß in zwei von ihnen Amerikas neuester vielbewunderter Star Catharine Hepburn spielt, die noch größer sein soll als die Garbo . . .!

*

Wir sehen aus dieser Aufstellung ebenso wie bei der Ufa deutlich, daß die deutsche Filmproduktion ihr Hauptaugenmerk auf die leichte Muse gerichtet hat, daß viele Ausstattungsfilme kommen werden, einige gut gemeinte nationale, aber nur sehr wenige wirklich gewollte künstlerische Versuche. Doch trösten wir uns: die wichtigsten Filme kamen oft ganz unerwartet und ganz unangemeldet!

*



„Klein-Dorrit", der neueste Anny-Ondra-Film

Piraten

Von Hans Breit-Eichner

Wir waren jung, Thomas und Georg sechzehn, ich knapp fünfzehn. Oh, auch andere Menschen sind jung, wird man sagen. Wir hatten Hunger! Entschuldigt viel, aber nicht alles. Thomas, Georg und du, seid verdächtig des Menschenraubes und des Diebstahles. Beweist, brüllten wir. Beweisen konnte man uns gar nichts. Ich weiß nicht einmal ob Thomas, der Verwegenste unter uns, heute noch lebt. Neunzehnjährig ist er ausgewandert, seitdem verschollen. Georg hat sich eine respektable Stellung unter den Menschen erobert. Und ich? — erzähle diese Geschichte ohne Gewissensbisse, trotzdem wir die Polizei auf unseren Fersen hatten, denn ich erinnere mich noch zu genau der Worte, die wir nach der Tat zueinander sprachen: Wir sind ehrliche Räuber!

Drei volle Tage lagen wir schon auf dem Wasser, ohne anderes zu essen, als trockenes Brot, und auch daran mußten wir uns, wegen des nur noch geringen Vorrates einschränken. Man wird staunen; wir befanden uns nicht auf dem Meer, nicht auf einem großen Fluß, nicht auf einem dieser Seen, deren breitlaufender Wasserspiegel ohne Besonderheit am Ende vom flachen Lande abgelöst wird. Es war auf einem der größten Seen des Bayerwaldes, dort, wo die sanften Bergzüge überfließen in die unermeßliche Baumfülle des Böhmerwaldes. Wenige wissen von dem sonderbaren Zauber dieser Landschaft. Dort gibt es Seen, nicht die breiten Bodenausschürfungen des Hochlandes, vom Wasser der sie durchfließenden Bäche und Flüsse gefüllt. Dort gibt es Seen, von denen es einfach heißt: der See war am Anfang. Die Erde hat sich geöffnet, und aus ihr, in unzähligen unterirdischen Quellen empfängt der See sein Leben.

Niemand weiß die Tiefe des Sees zu nennen, oft haben Neugierige sie mit dem Senkblei zu ergründen gesucht, aber immer war das Seil zu Ende, bevor der Grund erreicht war. Kein Wunder, daß die Sage geht, das Wasser sei grundlos; viele Märchen und Geschichten von Seejungfern, Nixen und Wasserkoholden erzählen, die, und wenn sie auf der ganzen übrigen Erde ausgestorben sind, hier immer noch, nachts im Silberschein des Mondes ihre Spiele treiben. Schwarz ist das Wasser dieser Seen. Ringsum ist Urwald. Nur einzelne Wege stoßen bis an das Ufer. Kein einziger Mensch kann behaupten, jemals einen einzigen dieser Seen voll umgangen zu haben. Man kommt nicht weit. Schwerstämmige Fichten bauen gleich Riesen ihre gewaltigen Leiber senkrecht ragend zum Himmel. Uralte Tannen, zerfaust und geschlagen vom Wetter, zeigen in phantastischen Formen die Male ihrer vernarbten und immer geöffneten Wunden. Keine Menschenhand schafft die alten und reifen Stämme zur Seite. Das Sterben und die Geburt des Waldes erfüllt die Natur. Morsche Bäume siechen dahin. Handbreit daneben quillt neues Leben empor. Junge, kräftige Stämme ringen alte und schwache nieder, erkämpfen sich den Weg zur lichten Höhe. Heroische Kämpfe, die Jahrzehnte währen. Dazwischen wuchern riesige Graspflanzen, Schmarotzer, die aus dem Kampf der Großen ihr üppiges Leben ziehen. Sumpfig ist der Boden; von schwüler Sattheit die Luft, und das Licht gespenstisch fahl. Jeder Fuß Erde ist umkämpft. Wie soll da Platz sein für einen Menschen. Er wird versuchen sich einen Weg zu bahnen, er muß Leben vernichten, und rasch müde des Tötens, dann bald wieder aufgeben. So aber bleibt das Paradies erhalten. Und wenn niemand es weiß, wir drei Jungens konnten darauf schwören, dieser Wald ist heilig und heilig ist der See, den der Wald mit heißen und üppigen Armen umschlingt und festhält.

Drei volle Tage nur trockenes Brot! Ein einfaches Floß hatten wir uns gebaut, darauf lagen wir Tage und Nächte, halb nackt, verwegen in unserer Bräune, und über uns der Himmel, der Sonne, Wind und Regen auf uns niederschickte, wie es an der Reihe war. Unsere Hemden hatten wir zerrissen und daraus ein Segel gemacht. Meistens aber lagen wir auf dem Bauch, mit den Händen im Wasser rudernd. So ging es auch vorwärts. Wir hatten ja Zeit, und trieben im großen Kreise. Wir wollten nicht fort, nach einem Ziel; nur dableiben wollten wir. Vierzehn Tage lagen wir auf dem Wasser. Sicher hatten die Eltern zu Hause Angst, sie wußten nur von einer Tour in die Wälder, die längstens zehn Tage dauern sollte. Alle Eßvorräte waren aufgezehrt, auch das Brot ging zu Ende. Es mußte etwas geschehen! Heimfahren? Nein, dableiben — nur dableiben.

Wir waren jung, ja — aber dann kam der Hunger. Am vierten Tage des Hungers, kein einziges Stück Brot mehr, am fünfzehnten Tage unserer Seefahrt traf das Ereignis ein. Ganz unscheinbar war dies, was wir zuerst entdeckten; am Südufer des Sees ein handgroßer, weißer Fleck. Das war am Morgen. Sofort beschlossen wir nachzusehen. Nicht einfach war dies, wir mußten die Bogen des Seeufers ausschwimmen, weil wir nur auf diese Weise ungesehen unser Ziel erreichen konnten. Darauf legten wir Wert, und wie sich später herausstellte, nicht zu unserem Schaden. Es wurde Mittag bis wir sahen, daß der immer größer gewordene weiße Fleck ein Zelt war, aufgebaut am Ende des breitesten Weges der zum See führte. Thomas wurde als Kundschafter ausgesandt. Vom hohen Schilf verborgen machten wir unser Floß am Ufer fest. Thomas sprang ins Wasser und legte den Rest der Strecke, ungefähr zweihundert Meter, schwimmend zurück. Schon nach einer halben Stunde kam er auf dem gleichen Weg zurück und erzählte uns.

Drei Männer wohnten im Zelt, eine Frau und ein Mädchen, Thomas schilderte uns, wie sie erschraken, als plötzlich vor ihnen ein Mensch aus dem Wasser tauchte. Sehr eingehende Arbeit hatte Thomas geleistet. Er wußte, der Mann, die Frau und das Mädchen sind eine abenteuerlustige Professorsfamilie, die berauscht war von der Schönheit dieses Waldes. Der Professor hatte die Absicht, allen Menschen diesen Fleck Erde zugänglich zu machen und wollte, daß hier am Seeufer eine Schutzhütte entstehe. Später würde daraus ein Hotel werden, meinte er. Mitgebracht hatte er einen Baumeister, zur Begutachtung seines Planes, außerdem einen ortskundigen Mann aus der Gegend. Natürlich hatte Thomas sofort aufbegehrt gegen diesen Plan. Und als er am Schluß darum bat, ihm einige Lebensmittel zu überlassen, die in Ueberfülle vorrätig waren im Zelt, lachte man ihn nur aus und beschimpfte ihn sogar als frechen Strolch, der dorthin gehen solle, woher er gekommen sei.

Da saßen wir also, Thomas, Georg und ich, wußten und spürten nur das eine: Hunger, Hunger und Hunger!

Leicht hätte uns diese Gesellschaft etwas abgeben können, meinte ich. Georg knurrte nur. Thomas aber lachte rauh auf, man merkte, die Wut im Magen überwog seinen Hunger, als er uns sagte, nein, nicht sagte, sondern uns einfach befahl: Wir holen uns heute Nacht unseren Teil!

Gleich gereizten Raubtieren gingen wir auf unserem Floß hin und her. Wir sprachen nicht, sondern kläfften einander an. Aber unser Magen wurde davon nicht voll, so beschlossen wir endlich, die Tat auszuführen. Wir bauten uns einen Plan und schliefen dann den Nachmittag über auf dem Floß, nachdem wir uns zuvor nocheinmal überzeugten, daß wir bisher unentdeckt geblieben seien.

Langsam kam der Abend aus dem Dickicht des Waldes über das Schilf und verdunkelte den See. Niemals werde ich diese viertel Stunde vergessen, die wie ein Jahr war, am Beginn der Dämmerung, bis zum Einbruch der völligen Finsternis. Nocheinmal sahen wir die Verworfenheit unseres Planes, aber der Hunger war dagegen, der Hunger und das pochende junge Blut.

Wohlgesinnt war uns der Himmel, mit schweren Wolken hielt er das Licht des Mondes und der Sterne. Lautlos glitt Thomas ins Wasser und schwamm, jeden Wasserschlag vermeidend, dem Zelt zu. Dann kam für ihn die schwierigste Aufgabe. Unbemerkt mußte er am Zelt vorbeischleichen, ein Stück den Weg entlang, der vom See wegführte. Dreimal schrie eine Waldeule. Das war das Zeichen von Thomas für uns, ohne Lärm mit dem Floß nachzurücken. Ganz nah mußten wir schon dem Zelt sein, da hub unweit davon ein jämmerliches Schreien an, aus dem klar und kräftig die Worte Hilfe! Hilfe! sich lösten. Thomas hatte richtig gerechnet. Sofort wurde es im Zelt lebendig und die Männer eilten den Hilferufen zu. Jetzt war es Zeit für Georg und mich, zu handeln. Wir stießen mit dem Floß an Land und drangen in das Zelt ein. Einer Frau und einem Mädchen sahen wir uns gegenüber, die verängstigt in eine Ecke flüchteten. Eine Oellampe gab kärglich Licht. Trotzdem entdeckten wir rasch die Lebensmittel und nahmen was wir mit den Händen tragen konnten. Schnell ging es wieder zum Floß zurück, jetzt mußten wir nur noch auf Thomas warten. Wir hörten die Männer schimpfen und fluchen. Thomas war auf einen Baum geklettert und hatte von dort oben die Suchenden irregeführt. Wie es ihm trotzdem gelang den Männern zu entkommen, zeugt für seine Gewandtheit.

Was er aber noch leistete, ist eine Großtat der Verwegenheit. Immer noch warteten wir auf ihn. Plötzlich stand er vor uns, auf seinen Armen das Mädchen aus dem Zelt. Was willst du, schrie ich ihn an. Schneller aber, als er eine Antwort geben konnte, war er auf das Floß gesprungen. Hinter ihm nach kamen die Männer. Da stießen wir ab. Langsam und schwer zog unser Schiff der Mitte des Sees zu. Georg und ich waren unfähig ein Wort zu sprechen. Auch Thomas schwieg. Das Mädchen weinte. Nach einer Stunde setzte sich Thomas zu den Mädchen und erzählte ihm alles. Du brauchst nicht weinen, sagte er, wir sind ehrliche Räuber. Und er sagte ihr auch, daß wir eigentlich überhaupt keine Räuber sind, sondern nur unsere Sommerferien hier verbringen, und wie wir dazu gekommen sind, aus Hunger zu stehlen. Warum aber hast du mich mitgenommen, fragte das Mädchen. Darauf wußte Thomas keine Antwort — noch nicht. Das Mädchen hörte auf zu weinen und sagte uns, daß es Henny heiße. Dann fragte es uns, warum wir nicht essen, wenn wir so großen Hunger haben.

Da mußten wir alle drei lachen, weil wir im Stillen selbst schon daran dachten, und keiner es gewagt hatte, davon zu reden. Die Worte des Mädchens halfen uns über die Befangenheit, und wir sagten uns, wenn die Mitbesitzerin uns zum Essen auffordert, verwandelt sich das Raubgut in ein Geschenk. Also fingen wir an, inmitten der Nacht über die Vorräte herzufallen, gleich hungrigen Tieren. Wir wußten nicht, was wir aßen, es war gut und tat im Magen wohl. Hernach streckten wir uns alle auf den Rücken und schliefen ein.

Der nächste Tag brachte einen gleißenden Morgen, voll Sonne und Gold, wie ich verklärter niemals wieder einen gesehen habe. Dazu ein leichter Wind, der im Wellenspiel musizierte. Im Hintergrund aber der Wald, unser Wald. Ich weiß, nie werden wir diesen Wald vergessen, immer ihn lieben, Thomas, Georg und ich, weil er unsere Heimat ist.

Henny mußte in unserem Alter sein. Sie war leicht wie ein Schilfrohr und hatte große, braune Haselnußaugen. Zwei Tage blieb sie bei uns. Diese Zeit trieben wir noch mit dem Floß auf dem See, wir, die Piraten. Wir wußten, daß die Männer alles unternehmen würden, um uns zu fangen. Zwei Tage waren notwendig, bis die Polizei bei uns eintreffen konnte. Wir mußten verschwinden, das stand fest. Als wir Henny in der Nähe des Zeltes aussetzten, weinte sie, weil sie es nicht glauben wollte, daß auch für uns nun die schöne Zeit zu Ende sei. Daß sie es ernst meinte, bewies sie, weil sie uns nicht verraten hat, trotzdem sie unsere Namen wußte und die Stadt kannte, in der wir zur Schule gingen. Als wir nach Hause kamen, gab es selbstverständlich Krach, aber nicht des Piratenstückes wegen, von dem man hier schon wußte und die Täter nicht kannte.

Aber noch etwas anderes:

Vorgestern war Georg bei mir und zeigte einen Brief: Kennst du diese Handschrift?

Mensch, schrie ich, von Thomas, wo steckt der Junge?

Eben zurückgekehrt aus Brasilien, sagte Georg, und kennst du dieses Bild?

Das ist ja He — —!

Seine Frau, sagte Georg, das Piratenmädchen Henny seine Frau. Und weißt du, daß Thomas, als er vor fünf Jahren spurlos verschwand, mit diesem Mädchen durchgebrannt ist?

Ich konnte mich vor Staunen nicht erholen.

Beruhige dich, sagte Georg, Thomas ist inzwischen Plantagenbesitzer geworden, und jetzt sind beide zurückgekehrt, um sich den elterlichen Segen zu holen.

Da konnte ich nur lachen, nur noch lachen.

Christian kauft ein / Von Martin Engelmann

Da seine junge Frau am 26. August Geburtstag hatte, verging seit Anfang Juli kaum ein Tag, an dem Christian nicht nachdachte, was für ein Geschenk er ihr machen könne. Praktisch sollte es sein, denn erfahrungsgemäß lag ihr das am meisten. Ferner natürlich: Schön, sehr schön! Im Winter liefen zu zusammen Schi, im Sommer spielten sie Tennis, es konnte also ruhig sportlich sein; aber auch elegante Dinge liebte er an ihr zu sehen. Natürlich etwas Persönliches, etwas, das sie stets an ihn erinnerte — das durfte er sich jetzt, da sie ja verheiratet waren, schon leisten.

Christian hatte es nicht leicht.

Bis ihm Ende Juli eine Idee kam, die ihn aufatmen ließ, nachdem er so lange vergeblich die Schaufenster sämtlicher Branchen in der ganzen Stadt eingehend studiert hatte. Es handelte sich um ein Geschenk, das all die vielen Voraussetzungen erfüllte, das ebenso elegant wie sportlich, ebenso praktisch wie vertraut, ebenso persönlich liebevoll wie sachlich schön war.

„Ich möchte für eine Dame ein Paar Schuhe kaufen", sagte er in dem Geschäft, für das er sich nach längerem Ueberlegen entschlossen hatte.

„Bitte, nehmen Sie doch Platz — soll es ein Nachmittags- oder Abendschuh sein? Was darf ich Ihnen zeigen?"

„Lassen Sie mich mal Verschiedenes sehen", sagte Christian, und die Verkäuferin entschwebte lächelnd.

Sehr elegante Damen saßen ihm gegenüber, Stapel von Schuhen vor sich, die ihnen alle nicht zusagten. Unterwürfige Verkäuferinnen kauerten zu ihren Füßen. Der Prokurist ging umher, verbeugte sich vor Christian.

„Werden Sie schon bedient?" fragte er liebenswürdig — er war in ein sehr nobles Geschäft geraten.

Das Fräulein, das ihn bediente, oder besser gesagt, die Dame, so vornehm war sie, erschien mit zehn verschiedenen Schuhen.

„Hier etwas sehr Modernes." — „Nein."

„Oder diese — ganz totschick." — „So was kommt nicht in Frage."

„Oder in Grau?" — „Alles viel zu extravagant."

Von dieser Serie hatte Christian den Eindruck, daß sie von einer Eleganz war, wie man sie nur an jenen „Damen" sah, die ihre Ausgaben für Toiletten als Geschäftsunkosten betrachteten.

„Ich sehe, Sie wünschen etwas mehr Sportliches — einen kleinen Augenblick", und die königliche Verkäuferin rauschte wieder davon.

Als sie nach fünf Minuten zurückkam, sprach sie zur Erhöhung der Pracht leicht Wienerisch, was Christian am wenigsten vertrug.

„Schauns das an, ganz was Fesches, Handarbeit." — „Aber viel zu bunt, Fräulein."

„Was einfarbenes — hier — doch goldig, wie?"

Christian saß da mit rotem Kopf und verfluchte seine Idee. Er fand nicht das, was er suchte.

Er hörte das hohe Lied des flachen Absatzes an, wurde belehrt, daß sich nichts besser als Wildleder trage. Was er wünschte, war etwa einfach nicht da. Bewahre, es war „nicht mehr der letzte Schrei. Und daher leider für uns erledigt", sagte die feine Dame, die Schuhe verkaufte, bedauernd. „Was ist da zu machen? Sehen Sie, sobald die Konkurrenz unsere Modelle nachmacht, sind sie für uns erledigt. Ausgeschlossen, daß wir noch so etwas verkaufen, was die ganze Stadt trägt. Sie verstehen doch?"

Christian verstand auch das. Der ganze Laden interessierte sich bereits für die Schuhe, die er seiner Frau schenken wollte.

Aber schließlich fand er doch, was er suchte. Als er schon ganz verzweifelt war, brachte sie endlich das Richtige, niedrige offene Straßenschuhe, halb Wildleder, halb Eidechse, gerade so etwas, was Christian gemeint hatte.

„Und welche Größe bitte?"

O weh, das festzustellen hatte er glatt vergessen. Er kannte seine Frau seit fast zwei Jahren, war drei Monate mit ihr verheiratet — aber die Schuhnummer wußte er nicht.

„Sehr klein ist sie" sagte Christian schüchtern. „Etwa so". Er stand auf und wies an die Stelle unterhalb seiner Schulter, wohin sie manchmal ihren Kopf lehnte, wenn sie spazieren gingen.

„Größe 35" entschied die Verkäuferin kurz, endlich konnte er aufatmend das Geschäft verlassen.

Sein Geschenk wirklich bis zum 26. August aufzuheben, fiel ihm fast noch schwerer wie der Kauf. So sehr gefielen ihm diese kleinen Schuhe und so gespannt war er auf den Erfolg, den er damit erzielen würde. Endlich war es so weit. Er stand um 6 Uhr in der Früh auf und als seine junge Frau erwachte, war neben ihrem Bett schon der Tisch mit 23 Lichtern aufgebaut. Umrahmt von Büchern, Kölnisch Wasser, Schokolade und Blumen, das Glanzstück: die Schuhe.

Als sie ihm gedankt und ihrer Freude Ausdruck gegeben hatte, legte Christians Frau ihre Arme um seinen Hals. „Lieber", sagte sie, und gab ihm einen Kuß, „lieber Dummer, hast Du im Ernst gemeint, meine Schuhgröße wäre Nr. 35?"

Zwei Tage später tauschte sie selber das Geschenk um.

In Nr. 38 soll es das Modell nicht gegeben haben, oder da wäre es nicht so schön gewesen. Jedenfalls brachte sie ein Paar von der ersten Serie: Schwarz mit rot, ganz hohe Absätze und eine Art Verschnürung, wie er gemeint hatte, daß man sie nur beim Schein der Glaslaternen in zweifelhaften Seitenstraßen trüge. Aber er war ja ein Mann und verstand davon nichts.

„Sind diese nicht noch viel schöner?" fragte seine Frau.

„Ja", sagte Christian.

Badische Volkstänze von hundert Jahren

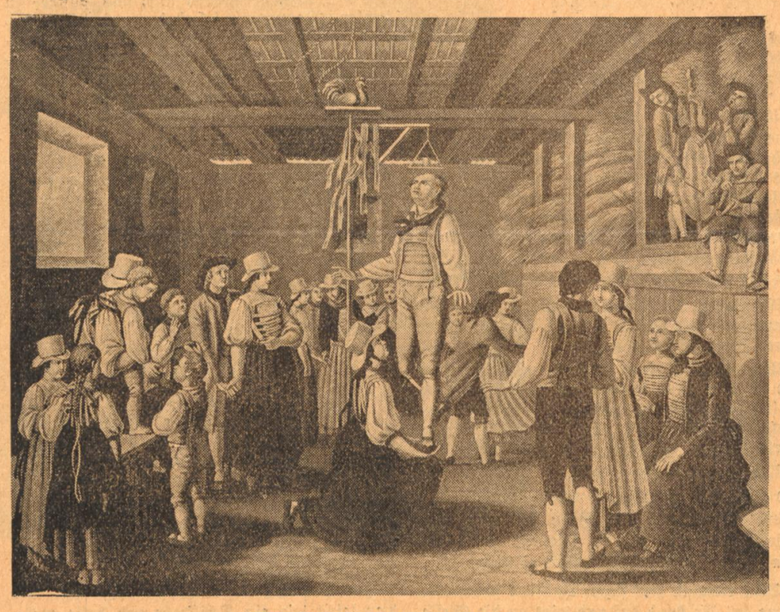
Nicht zu allen Zeiten konnte sich die Dorfjugend unserer Heimat so ungestört wie heutzutage ein Tänzchen erlauben. Allzu oft war es die asketisch strenge Geistlichkeit, der es in der Tat (— und so unglaublich es klingt —) gelang, das althergebrachte, dörfliche Tanzvergnügen zu untersagen. Aber schon im 13. Jahrhundert riefen die Tanzlustigen dem Sittenprediger Berthold von Regensburg zu: „Bruoder Berthold, rede waz du wellest! wir mügen ungetanzet niht sin".

Leider haben sich nur wenige ältere Volkstänze in unsere Zeit herübergerettet. Da ist einmal der Schwerttanz zu nennen, von dem um 1400 bereits die Rede ist und der sich in Ueberlingen bis heute lebendig erhielt. Dann etwa der Schäfersprung zu Bretten am Laurentiustage (10. August), dem froher Schalmeienklang, Kirchgang und ein lustiger Wettlauf vorausgingen. Und erst der Küsse- oder Kisseleslanz war im Badischen bei jung und alt ebenso beliebt wie der Siebensprung, der Dreher oder Durchschlipf, alles Hochzeitstänze, die auch in anderen Ländern mit herzlicher Freude gepflegt wurden.

Viele Hände sind schon lange und mit besonderem Eifer in unserer Zeit am Werk, um diese Bräuche wieder erneut mit derselben Freude ins Volk zu tragen, mit der sie einst jahrzehntelang in aller Herzen lebendig waren. In Aloys Schreibers „Teutschlands National-Trachten" (1820) findet man einige seltene Abbildungen und Hinweise, die bereits vor über hundert Jahren keinen anderen Sinn hatten als die „Nationaltänze" der engeren badischen Heimat nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Holzäpfeltanz in Dossenheim

Auch auf andere, heute noch bekannte Weise war dieser Tanz etwa beim Erntefest, am Pfingstmontag oder am Kirchweihdienstag gepflegt worden. Statt der brennenden Lunte nimmt man dann eine Kerze, die nach bestimmter Zeit bei ihrem Niederbrennen ein an einer Schnur befestigtes Glas auf einem Stein zerschellen läßt. Alles wird so angeordnet, daß es die Tanzenden nicht beobachten können. Wer nun in dem Augenblick, da das Glas zerbricht, den stets von Paar zu Paar wandernden Stab in Händen hält, gewinnt den Preis. Auch kam es vor und wird sich in unseren Tagen wiederholen, daß statt des Hammels ein Zuckerhut, ein Schinken oder Kuchen (Bundtanz) ausgetanzt wird. Fast immer besteht der lockende Preis in etwas Eßbarem. Muß doch der glückliche Gewinner die ganze Tanzgesellschaft an seiner Freude teilnehmen lassen.



Der Hahnentanz in der Baar

Von einem anderen Volksfest wird berichtet, das in dem alten, bei Heidelberg gelegenen Dossenheim jährlich am Sonntag nach Mariä Himmelfahrt gefeiert wurde. Und da gab es dann einen sehr ausgelassenen Tanz, den sogenannten Holzäpfeltanz.

Am Vorabend dieses Festes laden die Burschen ihre Mädchen zum Tanze ein, indem sie ihnen ein paar Holzäpfel vor das Fenster legen. Dafür holen sich nun die reicheren Mädchen die Hüte ihrer Tänzer und schmücken sie mit Bändern, „künstlichen Blumen und Zitronen". Wenn der Gottesdienst am Sonntag zu Ende ist, sammelt sich die frohe Schar in einem kleineren, vielleicht geschlossenen Hofraum, wie aus dem Bild zu ersehen ist. Diesesmal ist der Preis (so war es wenigstens vor 120 Jahren) ein geschmückter runder Hut für den Tänzer und ein Paar Strümpfe für die Tänzerin. An den vier Ecken des Tanzplatzes steht je ein „Kampfrichter" mit einem Gewehr, die Musikanten sitzen an einem Tisch in der Mitte. Bevor das Tanzen beginnt, leert jemand einen Sack voll Holzäpfel auf den Boden aus, während ein anderer an einen benachbarten Raum eine geladene Flinte an einer brennenden Lunte aufhängt. Nun haben die Burschen ihre Mädchen zum Tanz aufgefordert und tut einer nicht mit, so wird ihm einfach der Hut vom Kopf genommen und in den Kreis geworfen und schon muß er sich eine Tänzerin wählen! Hintereinander tanzen die Paare und erhalten vom ersten Kampfrichter einen Walnußzweig, den sie dem an der nächsten Ecke stehenden abgeben müssen. Dieser übergibt ihn dem nachfolgenden Paare, dem die gleiche Aufgabe zufällt. So geht es im lustigen Wirbel über die umhergestreuten Holzäpfel, die zur hellen Freude der Umstehenden manches Paar zu Fall bringen. Da geht plötzlich und unerwartet die Flinte los, und wer in eben diesem Augenblick den Zweig in Händen hält, gewinnt den Preis. Wieder muß der Sieger altem Brauchtum gemäß, die ganze Gesellschaft bewirten. Und so ist des lustigen Tanzspiels Hauptfreude wiederum, wenn reiche Jünglinge am Feste teilnehmen.

Der Holzäpfeltanz ist uns in der Hauptsache aus nördlichen Gegenden unseres Landes bekannt. Mit einigen Abänderungen kann man ihn heute noch in Dossenheim am Kirchweihtag (3. Sonntag im September) miterleben.

Nun noch zu einem dritten, echten Schwarzwälder Volkstanz! Unser Blick fällt in die gefüllte Scheune eines Bauernhofes im Hochschwarzwald. Die Kleidung der Tanzenden, zumal die Strohhüte der Mädchen weisen bestimmt auf einen Ort in der Baar oder im Tribergischen. Den Tanz nun, der vor über 100 Jahren in dieser Gegend gepflogen wurde, nannte man Hahnen- oder Gickeltanz, eine wirklich seltsame und höchst unterhaltende Volksbelustigung. Wieder gab es einen Preis, der aber dieses Mal nicht vom Zufall abhing, sondern — von der Stärke und Geschicklichkeit der Tänzerin!

Auf einer Stange, inmitten der Scheune, sieht man einen Hahn sitzen, darunter ein an einem Querholz befestigtes Dreieck. Es hängt nach unten und trägt auf seiner unteren Leiste ein Glas. Um diese merkwürdig aussehende Stange dreht sich ein lustiger Dreher. Sobald ein Paar den Platz unter dem Dreieck und dem Glase erreicht hat, wirft sich die Tänzerin flink mit ihrem linken Knie auf die Tenne und versucht mit starkem Arm, beide Hände fest zusammenhaltend, ihren Tänzer in die Höhe zu heben. Gelingt ihr dies soweit, daß dieser mit seinem Kopfe das Dreieck berührt und hierdurch das Glas zu Fall bringt, so ist der Preis des Tages gewonnen. Das Lärmen und Tanzen aber nimmt seinen Fortgang.

Es liegt nahe, daß dieser Tanz viel älter ist als die zuvor genannten. Eine Erklärung der Symbolik von Hahn und Dreieck, die sich mit dem Volksglauben jener Zeit in Einklang befindet, hat sich jedoch nicht finden lassen.

Während man diesen letzten Tanz selten noch sehen wird, ist es in vielen Orten des Schwarzwalds heute noch Sitte, einmal im Jahr einen Hammeltanz zu veranstalten. Ist der Preis nicht gestiftet, so muß jedes Paar ein kleines Tanzgeld entrichten und tut dies auch gerne in der Hoffnung, glücklicher Gewinner zu werden.

Anselm M. Schmitt.

Von den dort erwähnten Volkstänzen sieht man heute noch zuweilen bei den mannigfaltigsten Anlässen im Schwarzwald (nicht zuletzt auch in Kurorten) den beliebten Hammeltanz. Dieser hat in einer seiner ältesten Erscheinungsformen folgenden Verlauf genommen. In Hornberg soll er einst besonders beheimatet gewesen sein.

Um den Tanzplatz zu kennzeichnen bindet man ein schönes, buntes Tuch an einen langen Stab. Alles spielt sich im Freien ab. Junge Burschen und Mädchen im Sonntagsputz tanzen paarweise nacheinander im Kreise um den Stab herum, nach ländlicher Musik. Zur Seite oder inmitten der Tanzenden steht ein prächtiger, mit farbigen Bändern und Blumen gezierter Hammel, der meistens von einem begüterten Bauer geschenkt ist. In einem doppelten Reif, der an einer brennenden Lunte befestigt ist, hängt ein mit Wein gefülltes Glas, und dem Tänzer, welcher eben an der Reihe ist, da das Glas zu Boden fällt, wird der Hammel als Preis zu teil. Dann wünscht es die Sitte, daß der Gewinner die ganze Tanzgesellschaft bewirtet und deshalb soll bei den Tanzenden stets der Wunsch laut werden, daß das Glück des Tages einem Reichen in den Schoß fallen möge.

Hammeltanz in Alt-Hornberg